

Aberglauben

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **12 (1936)**

Heft 46

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aberglauben

Von Akru

Nichts ist vielleicht erstaunlicher, als daß man heute in einer Zeitung neben der Reklame für ein modernes Automodell die Annonce eines Fakirs finden kann, der dem Publikum eine Wundernelke anbietet, deren magische Kräfte in stande sein sollen, Erfolg im Leben zu verschaffen, die Chancen beim Ziehen des großen Loses zu erhöhen, Krankheiten fernzuhalten und überhaupt alles nur erdenkliche Glück in das Dasein der ohne die Wundernelke hoffnungslos verlorenen Erdenkinder zu bringen. Noch erstaunlicher aber ist, daß die Wundernelke gekauft wird. Nicht von hunderten, sondern tausenden abergläubischen Menschen, die natürlich alle herzlich lachen, wenn sie in der illustrierten Witzecke ihrer Wochenzeitung die lustige Darstellung einer orientalischen vermummten Kartenschlägerin finden, die auf die Prophezeiung, ihr Klient werde in der Lotterie 1 Million gewinnen, die konsternierende Antwort erhält: Ich verkaufe Ihnen mein Los für die Hälfte. Doch, was geschieht dann? Dann entschließen sich dieselben Menschen, die eben noch lachten, zum Kauf der Wundernelke. Sollte nicht doch etwas Wahres daran sein, fragen sie sich?

Wahr daran ist aber lediglich, daß es Wundernelken nur in der Phantasie des Kindes gibt, das sich eine Welt schafft, in der Blumen nicht nur Blumen, sondern zauberhafte Wesen in einem verwunschenen Garten sind, wo seine Freunde und Feinde leben. Seine Freunde sind die Sonne, die Wiese und das Wasser im Springbrunnen, seine Feinde Donner und Blitz, vor denen es sich fürchtet, weil es sie für böse Geister hält. Mit einem Wort, das Kind lebt in einer Märchenwelt, einer Welt der Magie oder, wie man auch sagen könnte, einer Welt des Aberglaubens, in der der Mensch jahrtausendlang befangen war. Bruchstücke von ihr haben sich in den Gefühlen und Vorstellungen vieler Menschen trotz moderner Technik, Chemie, Physik, Astronomie und Medizin bis heute erhalten, so daß es neben Blitzzügen, Telegraph, Telephon und Flugzeugen noch immer — Wundernelken gibt.

Die Welt des Aberglaubens: sie war der Garten Eden, in dem die ersten Menschenkinder Adam und Eva lebten. Sah er so aus, wie ihn die Bibel beschreibt? Moderne Soziologen und Forscher, die primitive Völkerstämme Asiens und Afrikas studierten, entwerfen ein ganz anderes Bild von ihm und seinen Bewohnern. Nach ihren Schilderungen lebt der primitive Mensch in dauernder Angst vor bösen Dämonen und Geistern, deren Zorn er im Wüten der Elemente, in Sturm und Flut, Gewitter und Finsternissen zu erkennen glaubt. Für ihn ist das gesamte Universum gewaltigen, dem Menschen schädlichen Kräften unterworfen, durch die er sich ohne Gefahr nur hindurchbewegen kann, wenn er unablässig eine Reihe mehr oder minder komplizierter Riten beobachtet. Der gewöhnliche Mann des Stammes ist in all diese Mysterien und Zeremonien der Magie aber nicht eingeweiht. Das sind nur die Zauberpriester, wie sie sich bei allen primitiven Völkerstämmen finden: bei den sibirischen Völkern die Schamanen, bei den Grönländern die Angekokken, bei den Indianern die Medizinmänner, bei den Zulus die Isi Nyanga, bei den Mois in Indochina die Feuer- und Wassersadeten, der pato pui (König des Feuers) und pato ya (König des Wassers), die als mächtige, den Elementen befehlende Zauberer gelten. Beide besitzen Talismane von größtem Ansehen. Der Feuersadete, das heilige Schwert, das ihm einst vom Geist Yapom gegeben wurde: nähme der Zauberer das Schwert aus dem Ofen, so bliebe die Sonne stehen und ewige Finsternis bräche über die Welt herein. Der König des Wassers besitzt als Talisman die Frucht einer Schlingpflanze aus der Zeit der Sintflut und ein uraltes Schilfrohr. Wenn die Zauberer es wollten, könnten sie mit Hilfe dieser Talismane die ganze Welt von Wasserkatastrophen verschlingen lassen. Das Ansehen, das sie genießen, ist deshalb ungeheuer, wissen sie doch, in ständigem unmittelbarem Verkehr mit den Geistern, die Zukunft vorauszusagen, Krankheiten vorzubehugen, Glück oder Unglück auf der Jagd und im Kampf vorzubestimmen, günstiges Wetter zu beschwören und unfehlbar Diebe und Mörder zu ermitteln. Bei anhaltender Dürre sind sie es, die Regen herabzaubern, indem sie mit Haken versehenen Pfeilen in den Himmel schießen, um die Wolken zu verwunden und deren Blut zum Fließen zu bringen, ein Mittel, das nur symbolisch den Wunsch des Menschen nach Regen ausdrückt, ganz ähnlich wie die Sitte der Mois, die Skelette der pato yas als Verwal-

ter des Regens mit Wasser zu begießen. Den gleichen abergläubisch-magischen Charakter haben aber alle, gleichviel zu welchem Zweck unternommene Handlungen der Zauberpriester. Europäische Forscher beobachteten bei einem Negerstamm Zentralafrikas einmal eine höchst seltsame Zeremonie: eine Reihe Schwarzer hatten an einer Kokospalme einen lebendigen Ziegenbock aufgehängt, der vom Zauberpriester des Stammes mit einem Stock geschlagen und gleichzeitig für die Mißhandlung um Verzeihung angefleht wurde. Der Sinn des Martyriums war der, mit Hilfe des kläglich schreienden Tieres den Dieb eines Büffels zu ermitteln. Zu diesem Zweck hatte der Zauberpriester auf ein Stückchen Stoff, das er das Tier zu verschlingen zwang, die Bitte geschrieben, bei den Phis (Geistern) Anklage wegen des Diebstahls zu erheben und ihm durch sein Gemacker zu verraten, wer der Schuldige sei. Die Stockschläge töteten den armen «Sündenbock», aber ehe der Magier Auskunft von den Geistern erhalten hatte, die die Bitte offenbar nicht hatten erhören wollen, weil sie erzürnt waren. Und wehe dem Unvorsichtigen, der sich vor ihrer Rache und Bosheit nicht zu schützen weiß! Denn überall verstecken sie sich, im See, im Stein, im Ast eines Baumes, in der Hütte des Menschen. Wirksamen Schutz gegen sie gewähren nur Talismane und Amulette: Tigerkrallen, Elefantenhaare, Schlangenzähne, die mit andächtigen Schauer auf der Brust getragen werden.

Unumgänglich nötig ist es dabei, stets den Magier um Rat zu fragen, da nur er geschehendes Uebel aufzuhalten und kommandierend vorzubehugen versteht, sei es direkt durch Verwünschung oder indirekt durch Vernichtung des Abbildes der feindlichen Sache oder Person. Er allein kann die Sprache der Geister deuten, deren furchtbares Geheimnis die von Angst genannte Phantasie des Menschen jahrtausendlang in seltsam-grotesken Götzenbildern anschaulich zu machen suchte: in Bären mit Hyänenköpfen und Löwentatzen, schauerlich grinsenden, zungenfletschenden Koboldfratzen und zahllosen anderen phantastischen Mischformen, die Krankheiten abwehren, vor dem bösen Blick bewahren und überhaupt die Geister davon abhalten sollten, sich dem Menschen zu nähern.

So sah der Garten Eden aus, das «Paradies», die Prähistorie. Erst als der Mensch vom Baum der Erkenntnis gegessen hatte, d. h. als er anfang, genaue Beobachtungen zu machen, sich auf seine Erfahrungen zu verlassen und seinen Verstand zu entwickeln, wurde es in der Welt des Aberglaubens lichter. Den zerstörenden Dämonen traten ordnende Götter zur Seite.

Freilich stiegen die Anschauungen heidnischer Magie von Zeit zu Zeit immer wieder an die Oberfläche. Die helle mythologische Welt, die sich die Phantasie der Griechen geschaffen hatte, ging unter in dem düsteren Dämonenglauben nachchristlicher Religionsströmungen, der seinen Höhepunkt vor der Reformation erreichte, als sich Millionen verängstigter Menschen einem abenteurlichen Teufelswahn in die Arme warfen. Ueberall, so glaubte man, trieben allerlei phantastische Mittelformen zwischen Gott und Mensch ihr Wesen und die Höllengeister erweckten mehr Angst und Ehrfurcht als die Heiligen. Die ganze Luft wurde von klugen und törichten, gutmütigen und überaus böstigen Teufeln

erfüllt gedacht: «Sie sind so zahlreich wie die Stäubchen im Sonnenstrahl.» Am Eßtisch ließen sie sich nieder, auf dem Bett, in der Werkstatt, auf Ziegenböcken rasten sie durch die Luft, sie erschienen in Gestalt von Kröten, Ratten und Raben. Daneben gewann ein seltsamer, oft zur Hysterie gesteigerter Zauberglaube immer mehr an Ausdehnung. Auslegung der Träume und des Vogelflugs, Besprechen und Wahrsagen, Befragung der Stunden und der Planeten gehörten zur Oekonomie des täglichen Lebens. Ganz Europa ließ sich das ganze späte Mittelalter hindurch von Toledo und Paris aus durch astrologische Weissagungen von Krieg und Pest, Erdbeben und Ueberschwemmungen ängstigen. In allen angesehenen Familien wurde den Kindern von irgend einem obskuren Sterngucker das Horoskop gestellt und hernach zitterte man sein Leben lang unter der törichten Prophezeiung von schrecklichen Ereignissen, die nie eintreten. Entschlüsse im Krieg, Abreisen fürstlicher Persönlichkeiten, Empfang ausländischer Gesandter, Grundsteinlegungen großer Gebäude wurden von der Konstellation der Gestirne oder gar nur von dem Appetit der Hühner abhängig gemacht: pickten diese die ihnen gestreuten Körner gierig auf, so bedeutete es Glück, der gegenteilige Fall galt als schlimmes Vorzeichen und legte sogleich alle Energie lahm. Und so laut bisweilen auch der Protest der Nichtbetörten und Denkenden gegen all diese Wahngespinnste ertönte, fuhr man doch fort, in dem Kniefall vor dem längst in den Sternen verzeihenen Schicksal die letzte Weisheit des Menschenlebens zu erblicken.

Viel harmloser erscheint neben diesem oft frevelhaften Aberglauben der Glaube an Vorzeichen: im Pferdewieher und Wolfsgeheul, in der Richtung der Winde und in der Gestalt der Wolken glaubte man bedeutungsvolle Warnungen und Ankündigungen schrecklicher Geschehnisse zu erkennen. Italienische Chronisten erzählen von der Nervosität hoher Herren, wenn sich ein Pferd den Fuß verstauchte oder ein Jagdfalke ausblieb. Das Verhalten der Tiere beschäftigte die Phantasie des Volkes, wie schon im Altertum, überhaupt sehr stark, besonders da, wo Adler, Leoparden oder Löwen als Symbol einer Stadt oder eines Staates gehalten wurden. Erkrankten oder starben sie, so schwallen die Befürchtungen jedesmal ins Unermeßliche.

Im Zusammenhang mit diesem Populäraberglauben kam das professionelle Zauberwesen zu einer Blüte wie nie zuvor. Sein Prototyp ist Dr. Johann Faust, der ins 16. Jahrhundert gehört. Ihm wie seinen Kollegen traute man ohne weiteres zu, durch Geisterbeschwörungen den Tag verfinstern zu können, die Erde sich in entgegengesetzter Richtung drehen zu lassen, sich unsichtbar zu machen, Menschen in Tiere zu verwandeln und dergleichen mehr, in der Regel vorzügliche Reklameschilder, um unglückliche Menschen nach Herzenslust auszu-beuten. Diesen Zaubern standen, nicht als Gehilfen, sondern Konkurrenten, die Hexen zur Seite, die bei ihren geheimnisvollen Zusammenkünften auf dem Blocksberg schauererregende Gifte aus Kinderblut, Mohn, Nachtschatten und Schierling brauten, bis die Phantasie riesiger Bevölkerungsschichten den Punkt der Siedehitze erreichte und Tausende von Scheiterhaufen flammen zum Himmel loderten, der die irrende Erdkreatur offenbar völlig preisgegeben hatte.

Gewiß sind diese Formen des Aberglaubens in zivilisierten Ländern heute unmöglich geworden. Das Bedürfnis aber, an die Möglichkeit einer Sache zu glauben, die bei reiferem Nachdenken unmöglich erscheinen müßte, hat sich in hohem Maße erhalten.

Sollte nicht doch etwas Wahres daran sein?

Mit dieser Frage, die sich täglich Tausende von Menschen ohne Landes- noch Standesgrenzen stellen, ist dafür gesorgt, daß eine ganze Armee moderner Zauberpriester ein recht einkömmliches Leben führen kann — und ein paar glückliche Gärtner ebenfalls, die Riesenbestellungen auf Nelken bekommen, die nur insofern Wundernelken sind, als ein einziges Exemplar von ihnen teurer ist als ein ganzer Strauß Rosen im Winter.

Nebeltag

Alle Nähe ist anderswo,

All mein Zeitempfinden ist taub;

Reif rieselt in altes Laub,

Und die Stille ist immer so.

Irgendwas ahn ich von früh

Und von verzaubertem Wald,

Und ich fühl: keine Müh

Aendert des Daseins Gestalt.

Wohin ich komm, ist's noch weit —,

Rings summt eines Nebelhorns Tuten;

Ich geh neben vereisten Ruten

In trübe Unendlichkeit —

Gottlieb Baumann